

Bilder aus dem Weltkrieg und der Revolution in Russland [Fortsetzung]

Autor(en): **A.C.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **28 (1920)**

Heft 22

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547326>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie Knochenbrüche, Quetschungen und Schnittwunden, welche letztere hauptsächlich von den Glassplintern der großen Seitenfenster herrührten. Rasch wurden unter Leitung unseres Vereinsarztes die Notverbände angelegt und da nebst einem großen Omnibus noch 3 weitere Privat-Autos erschienen, wurden die Schwerverletzten auf letzteren gebettet, während die übrigen im großen Auto Platz nahmen. In Rothenburg angelangt, wurden im Hause des Arztes die angelegten Verbände revidiert und, wenn nötig, durch bessere ersetzt. Zwei Schwerverletzte wurden mittelst Tragbahren nach Hause getragen, wovon der eine beinahe eine halbe Stunde weit, während die nicht im Dorfe wohnenden von Herrn E. Schmutz in Wahligen, der sich in sehr verdankenswerter Weise sofort mit seinem Auto dem Samariterverein zur Verfügung gestellt hat, nach ihren Wohnungen gebracht wurden. Um 2 Uhr war der letzte Patient in seiner Wohnung geborgen. Die Zahl der Verletzten wäre wohl eine größere geworden, wenn nicht durch Anprall des Autos an eine Telefonstange dem Wagen die größte Kraft geraubt worden wäre.

X. B.

— „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Diesem Gebote folgend, handelte der „Samariterverein

Rothenburg“ vergangenen Sonntag. Am 3. Oktober unternahm der „Velo-Klub Rothenburg“ eine Ausfahrt in einem der Postomnibusse der „Automobil-Gesellschaft Emmenbrücke-Münster“ nach dem zirka 10 Kilometer weit entfernten Hildkrieden. Der Zweck der Ausfahrt war ein Mostbummel. In fröhlicher Stimmung wurde 9¹/₄ Uhr abends die Rückfahrt angetreten. Und das Dichterwort: „Der Mensch entgeht dem Schicksal nicht“, wurde auch hier zur Unglücksstat. Bald nach der Abfahrt fuhr das Auto mit den 29 Insassen über eine Straßenböschung hinunter und überschlug sich in einen Graben. Die Situation, in welcher sich diese Menschen befanden, ist nur denen bekannt, die das Unglück miterlebt. Stockfinstere Nacht und keine Hilfe zur Stelle. In einem nahegelegenden Bauernhose alarmierte man die erste Hilfe, nachdem man nach Rothenburg die traurige Meldung überbracht. In merkwürdig kurzer Zeit war der Samariterverein Rothenburg mit 4 Automobilen zur Stelle und unter der tüchtigen Leitung des Herrn Dr. Tuor wurden die teilweise Schwerverletzten verbunden und nach Hause überführt. Glücklicherweise ist kein Todesfall zu verzeichnen. Dem Samariterverein, „der Hilfe in der Not“, hiermit öffentlicher Dank.

B.

Bilder aus dem Weltkrieg und der Revolution in Rußland.

Tagebuchblätter einer Krankenschwester. Von A. Ch. K.

(Fortsetzung.)

Petersburg, Juni 1917.

Nach drei Jahren schwerer Arbeit wollte ich zunächst einige Zeit in ländlicher Stille bei meinen Angehörigen leben, aber schon nach zwei Wochen hatte ich es satt, müßig dazuliegen, und fuhr nach Petersburg, um eine Anstellung zu suchen. Ich bekam auch sofort in einem russischen Hospital des Städtebundes eine Stelle als Schwester.

Es war ein ungewöhnlich schöner Sommer. Fast ununterbrochen lachte die Sonne vom Himmel herab, und Petersburg mit seinen Prachtbauten an der breiten, glitzernden Wasserfläche des Newastromes, dessen Seitenarmen und Kanälen bot das Bild alten Glanzes und Reichthums. Und doch war alles anders geworden. Wohl leuchtete in den Anlagen dieselbe Blumenpracht, aber die großen

Nasenpläze waren zerstampft, denn viele Tausende russischer Soldaten, welche die Front auf eigene Faust verlassen hatten, schlugen hier ihre Lagerplätze auf. Wo das Auge hinsah — Soldaten. Für den armen Zivilisten war es kaum möglich, in der Elektrischen zu fahren, so gedrängt war sie voller Soldaten, die natürlich keinen Fahrpreis zahlten. Sonnenblumenkernen kauend, am Arm eine herausgeputzte Dienstmagd, so zogen sie von Vergnügungslokal zu Vergnügungslokal. Was ging es sie an, daß die Front einzufahren drohte. Lange genug hatten sie gekämpft und gelitten. Mochte doch der elende Bourgeois jetzt selbst hingehen und sich und sein Vaterland schützen.

Ein Bataillon weiblicher Rekruten, eingedrillt von der gewalttätigen, aber ihr Vater-

land heißliebenden Bäuerin Botschfarewa, marschierte stramm durch die Straßen. Wie schmuck sahen diese hohen, geschmeidigen Gestalten in ihren adretten, feldgrauen Uniformen aus. Lauter hübsche, junge Gesichter. Keck saß die Mütze auf den kurzgeschnittenen Haaren. Das waren die sogenannten Bataillone des Todes, durch deren Beispiel die kampfes müden russischen Truppen angefeuert werden sollten. Sie zogen in den sichern Tod. Auf die russischen Soldaten machte das aber keinen Eindruck. Die lachten dazu und meinten: „Mögen sie doch! Es sind genug Männer totgeschossen worden. Es schadet nichts, wenn jetzt auch einige Frauen dasselbe Schicksal erleiden. Es bleiben auch so noch genug übrig.“

Wir standen damals auf dem Höhepunkt der Aera Kerenski. Noch glaubten alle an ihn, und Bauern und Soldaten waren darin einig, daß sie geduldig warten wollten, bis Kerenski gerecht und weise das versprochene Land unter sie verteilen würde. „Kerenski hat versprochen, daß er uns das Land geben wird. Umsonst wird er es uns geben.“ So sprachen sie im Brustton felsenfester Ueberzeugung. Welche Macht hatte dieser Mensch durch seine schönen Worte über Millionen Menschenherzen. Schon den vierten Monat stand die ganze Bauernschaft wie ein artiges Kind da, das den leckeren Kuchen zwar mit den Augen gierig verschlingt, ihn aber mit keinem Finger anrührt.

In einem Punkt versagte aber Kerenskis Macht vollständig. Es gelang ihm nicht, in den russischen Soldaten neue Kampfeslust zu entfachen.

Als ich einst einen kranken Soldaten fragte, wo denn all ihr früherer Todesmut geblieben sei, da sagte er eifrig: „Früher, Schwester, da war es für uns Bauern fast einerlei, ob wir lebten oder starben. Schwer und grau war das Leben und der Tod hatte keine Schrecken für uns. Jetzt aber wollen wir nicht sterben. Wir wollen leben, denn ein

neues, reiches und schönes Leben liegt vor uns. Auch unsere ärmsten Brüder an der Front haben jetzt nur einen Gedanken: ihr Leben zu schonen, zu erhalten, denn auch sie werden ihr eigenes Stück Land bekommen und alles Nötige dazu. Kerenski hat es versprochen.“

Was für ein buntes, unruhiges Treiben war jetzt auf den Straßen! Rote Fahnen wehten, Musik und Gesang ertönten. In endlos langem Zug marschierten die Kommunisten den Kamennyostrow-Prospekt entlang. Unter alle diese verschiedenen Inschriften: „Brot und Frieden!“; „Brot, Freiheit und Land!“; „Frieden, Freiheit und Land!“; „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!“; „Herunter die Minister!“; „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ — Am häufigsten sah man die Worte „Brot“ und „Frieden“ auf den roten Fahnen wiederkehren.

An den langen Zug der Kommunisten schloß sich der kurze, aber eindrucksvolle der Anarchisten. Kohlschwarze, schwere Fahnen, Banner und Plakate mit weißen Inschriften, die fast alle mit den Worten „herunter“ oder „tot“ begannen. „Tod den Bourgeois!“; „Tod den Ministern!“ usw.

Auf dem Newski-Prospekt von der Kasankathedrale — Musik, Gesang. Orthodoxe Geistliche in prunkvollen Ornaten, ein Bild orientalischer Farbenpracht. Hinter ihnen ein imposanter Zug der Kirchengetreuen. Entblößte Häupter. Der Wind spielt meist in grauen Bauernhaaren. Die Gesichter ernst und feierlich. Die Frauen mit Kopftüchern, ihre Kinder an der Hand.

Auf der Nikolaibrücke wieder ein Zug. An einer langen Stange ist ein weißes Stück Papier angebracht und darauf ein Bild Kerenskis. Unter demselben ist eine halbverwelkte, langstielige, rote Rose angesteckt. Wie ein Klumpen schwärmender Bienen umdrängt ein kleines Häuflein jüdischer Studenten und Kursistinnen die Stange mit dem Bild. Ein Student geht nebenbei auf dem Trottoir und

fordert ununterbrochen das Publikum auf, sich dem Zug anzuschließen. Das Publikum bleibt aber nur einen Augenblick stehen, sieht sich das Häuflein an und geht dann seiner Wege.

Am nächsten Tage bringen die Zeitungen spaltenlange Artikel, die der brave Bourgois mit Tränen der Rührung liest: „Das ganze russische Volk ist gestern dem Bild seines vergötterten Lieblinges Kerenski gefolgt“.

Von diesem Tage an glaubte ich nicht mehr den schönen Worten Kerenskis.

Juli 1917.

Das Gerücht von einem bevorstehenden Vorstoß der Kommunisten durcheilte die Stadt. In den Hospitälern wurde alles zum Empfang von Verwundeten vorbereitet. In den ersten Tagen des Juli ging es los. Autos mit Maschinengewehren und bis an die Zähne bewaffneter Kommunisten jagten durch die Straßen. Aus Kronstadt kamen Matrosen ihnen zu Hilfe und besetzten das in unserer Nähe gelegene Palais der Ballettänzerin Nischefinska. Sogar die Peter-Pauls-Festung wurde spielend leicht eingenommen und die Kanonen gegen die Stadt gerichtet.

Es wurde gekämpft. Der Petersburger Bourgois war aber in diesen Tagen nichts weiter als sensationslüstern. Alle Straßen waren voller neugieriger Menschenmassen, die sich mit einem fast angenehmen Gefühl des Gruselns von einigen wenigen entschlossenen Kommunisten terrorisieren ließen.

Im Hospital ruhte fast die ganze Arbeit auf den Schultern von uns deutschen Schwestern. Die russischen machten dieses neue Volksfest mit. Mit zerzausten Haaren

und beschmutzter Kleidung kamen sie nur zu den Mahlzeiten atemlos angelaufen und erzählten strahlend, wie interessant es gewesen sei. Man habe auf dem Newski-Prospekt aus Maschinengewehren geschossen. Um nicht getroffen zu werden, habe sich das Publikum auf die Trottoirs hingeworfen. Daher seien ihre Kleider so beschmutzt.

Schließlich siegten aber doch die Truppen Kerenskis. Die Führer der Kommunisten retteten sich durch eilige Flucht und verschwanden vorläufig von der Bildfläche. Einige desperate junge Leute setzten noch auf eigene Faust ihre Schießereien fort. Diese wurden überwältigt und mit Kolbenschlägen, Bajonettstichen und Fußtrittten ganz oder halb zu Tode geprügelt.

In unser Hospital wurde ein Lastauto voll solcher Unglückseliger gebracht. Während das Personal des Autos sie wie Holzstücke kopfüber auf das Steinpflaster warf, standen unsere kranken Soldaten an den offenen Fenstern und schrien: „Schlagt sie ganz tot!“ „Man muß sie ganz totschlagen!“

Endlich lagen sie auf Tragbahren und wurden in den Vorraum gebracht. Die russischen Ärzte und Sanitäre rührten aber keinen Finger, ihnen zu helfen. Starr standen sie da, die Hände in den Taschen, und riefen: „So ist es recht! Das haben sie verdient!“.

Nur wir Schwestern und die weichherzigen russischen Wärterinnen nahmen sich ihrer an, verbanden sie und linderten ihre Qualen. Viele waren übrigens schon tot und die noch Lebenden starben auch, einer nach dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Küchengefäß aus Aluminium.

Die meisten Metalle werden durch Säuren oder Laugen angegriffen. Es entwickeln sich chemische Verbindungen, die oft giftig wirken

können. Auch die Hitze kann unter Umständen das Metall verderben. Es ist daher ganz gerechtfertigt, wenn man sich über die Natur